

# Glosse

Anja Wüst und Manuela Rottmann  
»Wichtig ist, was hinten rauskommt« –  
ein Jura-Studium in den 90ern<sup>1</sup>

Wie wir alle in den vergangenen Jahren regelmäßig bedauert haben, ist der Frankfurter Fachbereich Rechtswissenschaften sehr anonym. Viele Kommilitonen und Kommilitoninnen lernt man nie näher kennen. Die meisten von uns werden sich schon gefragt haben, welche Schicksale sich da mit ihnen im Hörsaal V drängen mögen.

Wir hätten zum heutigen Anlaß gerne etwas Allgemeingültiges und Verbindendes über die anwesenden glücklichen Absolventen gesagt, doch daran mußten wir scheitern. Sie wissen, es gibt ihn nicht mehr, den Studenten der 90er Jahre: Statt dessen, wohin man auch schaut: Individualisierung, neue Unübersichtlichkeit, kurz: die Einsamkeit der Techno-Generation. Wir haben uns deshalb entschlossen, ein Einzelschicksal beispielhaft herauszugreifen, in dem sich einige wiederfinden mögen: Eine Studentin, die mit Sicherheit viele von Ihnen kennen, war so freundlich, sich für uns zu erinnern und ihre Tagebuchaufzeichnungen zur Verfügung zu stellen. Sie ist heute auch hier, und wir möchten uns an dieser Stelle herzlich bei ihr bedanken.

Vor wenigen Tagen erhielt Stefanie Cernatzke einen Brief. Sie setzte sich in ihre Küche, griff zu einem dem feierlichen Augenblick angemessenen Getränk und dachte:

*»Was lange währt, wird endlich gut.«*

Frl. Cernatzke<sup>2</sup> blickte in den Frankfurter Sonnenuntergang und erinnerte sich voll Wehmut an ihr erstes Semester.

Damals hatte sie gehofft, der bedrückenden Enge ihrer Heimatstadt Bad Homburg durch ein Studium in weiter Ferne, z.B. in Frankfurt, entkommen zu können. Bad Homburg holte sie jedoch bereits in der S-Bahn wieder ein. »Hallo, Steffi!« riefen ihr zehn bekannte Gesichter zu. Frl. Cernatzke wurde schwarz vor Augen. Sie kam erst wieder zu sich während der Begrüßungsrede eines ihr unbekannten älteren Herrn in der Aula der Universität. Der Mann sprach über Vertragschluß und Gebrauchtwagen, aber das interessierte Frl. Cernatzke in diesem Moment ganz und gar nicht, denn als sie um sich blickte, wurde ihr das ganze Ausmaß des Problems bewußt: Nur Bad Homburger, so weit das Auge reichte.

Wie war sie eigentlich auf die bekloppte Idee gekommen, Jura zu studieren? War das nicht ein gnadenlos langweiliges Fach? Hätte man nicht etwas Anderes studieren können? Kulturanthropologie zum Beispiel? Aber standen ihr bei diesem Entschluß nicht bewunderungswürdige Juristen geistig zur Seite? War das etwa nichts, Vorbilder wie Goethe, Kafka und Hillary Clinton? Historisch betrachtet war also gegen ein vorläufig ungeliebtes Jura-Studium eigentlich nichts einzuwenden. Und dann, vielleicht diplomatischer Dienst...? In diesem Moment wurde Frl. Cernatzke unsanft aus ihren Grübeleien gerissen. Der selbstbewußte junge Mann zischte ihr zu »Dum-

<sup>1</sup> Rede gehalten zur Absolventenfeier des Fachbereichs Rechtswissenschaft der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main. Der Vortrag war ursprünglich durch Lichtbilder untermauert, auf deren Reproduktion hier leider verzichtet werden mußte.

<sup>2</sup> Verneigung vor dem großen Eckhard Henscheid.

*mes Gequatsche da vorne. Das Studium ist doch scheißegal. Wie schon der Kanzler sagt: Wichtig ist, was hinten rauskommt.*«

413

Frl. Cernatzke lief es kalt den Rücken runter.

Im zweiten Semester sah sich Frl. Cernatzke mit der Herausforderung konfrontiert, ihre erste Hausarbeit im Zivilrecht verfassen zu müssen. Es handelte sich um ein äußerst uninteressantes Problem, das ausweislich der unter ihren Kommilitonen kursierenden Gerüchte mit Unmöglichkeit und Gebrauchtwagen zu tun hatte. Zunächst irrte Frl. Cernatzke etwas hilflos im Seminar umher und fertigte veranschaulichende Skizzen an, wie man es in der Vorlesung geraten hatte.

Sie studierte die §§ 320 ff. BGB wieder und wieder, aber irgendwie kam sie über eine Fragen nicht hinaus: Wer war eigentlich dieser ominöse »andere Teil«? Schließlich schloß Frl. Cernatzke sich, ein wenig unter Zeitdruck, der im Seminar kursierenden Musterlösung eines Repetitors an. Das Resultat waren erstaunliche 9 Punkte.

»Na also« sagte einer ihrer Mitstreiter, »wichtig ist doch, was hinten rauskommt.«

»Warum eigentlich hinten?«, fragte sie sich einen Moment lang, beschloß jedoch, dieses Problem nicht weiter zu vertiefen.

Von diesem Zeitpunkt an war Frl. Cernatzke der Auffassung, daß das Jura-Studium doch eine vernünftige Perspektive bot. Das dritte Semester brach an.

»Liebes Tagebuch. Ich bin verliebt. Holger sieht total süß aus. Er hat auch die «Kritische Justiz» abonniert. Wir reden stundenlang über Jura, er hat echt ziemlich den Durchblick ... Manchmal ist Holger aber von seinem Hiwi-Job total gefrustet, weil es da gar nicht um die Sache geht, vielmehr er diese idiotischen Nachlieferungen einsortieren muß. Holger sagt, daß an unserem Fachbereich kein Mensch die echten Probleme sieht, zum Beispiel Gerechtigkeit, kommunikatives Handeln und so. Auch meine letzte Klausur »Gebrauchtwagen mit Hindernissen« hätte er ganz anders gelöst als Prof. M. Und ich finde, er hat auch recht.«

Nach den tiefschürfenden Erfahrungen mit Holger hatte Frl. Cernatzke schon bald Sehnsucht nach einem richtig oberflächlichen Gespräch. Marcus trat in ihr Leben, und Frl. Cernatzke wurde von da an in den Vorlesungen nicht mehr so häufig gesehen. Aber der existentiellen Frage nach der Verbindung von Recht und Moral sollte sie so einfach nicht entkommen.

Auf einer der damals von ihr regelmäßig frequentierten Partys verwandelte eine ungewaschene Soziologiestudentin Frl. Cernatzke in ein aufwühlendes Gespräch. Jene warf ihr vor, daß Jura doch das bloße Herrschaftswissen sei und gesellschaftlich total irrelevant, ja geradezu reaktionär. Frl. Cernatzke wandte, kleinlaut und auch schon ein bißchen angetrunken, ein, daß sie aber doch gerade als Juristin später in der richtigen Position Einfluß gewinnen könne, um ... – ja, um die Welt zu verändern. Wichtig sei ja schließlich, was bei so einem Studium hinten rauskäme. »Bis dahin hat dich doch die Macht längst korrumptiert!« so die äußerst desillusionierende Antwort ihres Gegenübers. Daß das so schon auf dem Frauenklo im ersten Stock des Juridicums und bei einem gewissen Immanuel Kant steht, konnte Frl. Cernatzke damals natürlich noch nicht wissen. Um den aufkommenden Selbstzweifeln zu begegnen, kehrte Frl. Cernatzke an die Uni zurück. In ihrem orientierungslosen Zustand besuchte sie die Vorlesung »Europarecht«. Vor ihr saßen mehrere Studentinnen in Glockenrücken. Das gab Frl. Cernatzke den Rest. Sie hetzte in ein nahegelegenes Bockenheimer Lokal, und nach diversen Cognac war ihr klar, daß sie mitten in einer Sinnkrise steckte.

»Wichtig ist doch, was hinten rauskommt,« meinte die nette Frau von der Studienberatung. »Setzen Sie sich mal in Ruhe hin und ziehen Sie Bilanz nach diesem ersten Studienabschnitt, betrachten Sie ihre Studienleistungen, aber auch ihre persönliche Entwicklung in dieser Zeit. Sie werden schon sehen ...« Das Ergebnis war verheerend.

Jetzt gab es nur noch drei Möglichkeiten:

1. Die Flucht ins Privatleben,
2. die Flucht zum Repetitor,
3. die Flucht ins befreundete Ausland.

Frl. Cernatzke entschied sich für die Flucht ins Ausland. »Auslandssemester kommen bei einer Bewerbung immer gut an«, hatte man ihr gesagt. Sollte also dabei sonst nichts weiter herauskommen, könnte man wenigstens seinen uninteressanten Lebenslauf damit aufpolieren. Und so kam es, daß man Frl. Cernatzke zu Beginn des Sommersemesters mit großen, wißbegierigen Augen und ungeahnter Motivation an der Faculté de Droit von Montpellier erblickte.

Die folgenden Monate waren *unheimlich* bereichernd.

Kaum war Frl. Cernatzke an ihre Alma Mater am Main zurückgekehrt, geschah etwas Merkwürdiges. Alle redeten plötzlich vom Examen. »Panikmache!«, höhnte unsere Heldin. Sie hatte gerade erst angefangen zu studieren.

Ein Blick ins Studienbuch bewies allerdings das Gegenteil. Da beschloß sie, ohne größeres Aufheben, sich dem allgemeinen Trend anzupassen. Auch sie begann, sich auf das Examen vorzubereiten, oder vielmehr – davon zu sprechen. Recht schnell stellten sich die untrüglichen Symptome ein. Frl. Cernatzke war vor allem unheimlich gestreßt. Sie griff sofort zum Telefon und ließ ihren Freundeskreis wissen, daß sie sich jetzt nicht mehr bis in die frühen Morgenstunden in Frankfurter Lokalen herumtreiben könne, schließlich studiere sie nicht Soziologie.

Doch vor das Lernen hat der Herr das Planen gestellt. Das Wichtigste war, regelmäßig etwas zu tun. Frl. Cernatzke stellte deshalb regelmäßig Lernpläne auf. Diese mußten ständig korrigiert und an die Realität angepaßt werden. Denn immer, wenn sie den Schreibtisch aufgeräumt hatte und gerade anfangen wollte, etwas zu tun, rief just in diesem Moment ihre Mutter an. Oder »Verbotene Liebe« wurde im Fernsehen wiederholt. Oder sie war mit Abspülen dran.

So gingen ein bis zwei Semester ins Land. Endlich kehrte die heiß ersehnte Regelmäßigkeit in Frl. Cernatzkes Leben ein. Die süße Monotonie des Lernens erfüllte ihre Tage. Und mit schöner Regelmäßigkeit erreichte dieser Zustand seinen absoluten Tiefpunkt an jedem Freitagnachmittag: Klausurenkurs in Hörsaal II. »Warum ausgerechnet Freitagnachmittag?«, fragte sie sich, »und das im Sommersemester«.

Es gab da Leute, die machten es nicht unter 5 Stück Kuchen aus dem Café Bauer. Was irgendwie logisch war, 5 Stunden, 5 Stückchen. Frl. Cernatzke fühlte sich allerdings aufgrund ihres monotonen Lebenswandels schon seit geraumer Zeit fett, blaß und höchst unattraktiv, so daß solche Exzesse für sie nicht in Frage kamen. Ihre Flasche Mineralwasser und das Päckchen Kippen hatten dagegen etwas von Askese, und das war ja auch ihr Ziel. Wie ein buddhistischer Mönch würde sie sich auch vom absurddesten Sachverhalt nicht aus der Ruhe bringen lassen.

Das einzige Vergnügliche an diesen Tagen war die Überlegung, mit welchem Namen sie das Deckblatt versehen würde. Claudia Nolte zum Beispiel gefiel ihr nicht schlecht, war aber zu auffällig. Eine Fallbearbeitung unter ihrem richtigen Namen würde sie unter keinen Umständen abgeben. Ein letzter Rest Selbstachtung verbot ihr, auch noch das bißchen Eindruck zu zerstören, das sie durch ihr ehemals ansprechendes Äußeres auf den einen oder anderen wissenschaftlichen Mitarbeiter gemacht hatte.

Über die Ergebnisse der Klausuren bewahrte Frl. Cernatzke übrigens Stillschweigen. Auch ihrem Tagebuch gegenüber erging sie sich in höchst dunklen Anspielungen, die wir jedoch nicht zu deuten wußten.

Irgendwann Ende Juni hörte man von Frl. Cernatzke, daß der ganze Zirkus jetzt ein Ende haben müsse. Sie fühle sich inzwischen so fett, blaß und unattraktiv, daß sie sich

anmelden werde. Man warnte sie vor überstürzten Entscheidungen, doch äußerte sie sich inzwischen dahingehend, daß ihr jetzt egal sei, was hinten rauskommt. Was dann folgte, ist uns allen ja noch in eigener schmerzlicher Erinnerung, nämlich mit 211 verschwitzten Mitstreitern unter den Argusaugen hessischer Vollzugsbeamter das dürre Halbwissen zu Papier zu bringen. Dann: Die Begegnung mit dem Computer, der das ganze Studium lang nur darauf gelauert hat, so ein bis zwei Tage vor der Abgabe der Examenshausarbeit zu explodieren. Und, und, und ... aber egal. Wie wir alle wissen, war Frl. Cernatzke, wie alle hier Anwesenden letztendlich erfolgreich. Abschließend wollten wir von ihr wissen, wie sie darüber hinaus ihr Studium im Rückblick bewerte und was sie denn nun damit anfangen wolle. Stefanie Cernatzke denkt bis heute über diese Frage nach.

415

Helmut Ortner/Arno Pilgram/Heinz Steinert (Hrsg.)

## Die Null-Lösung

New Yorker »Zero-Tolerance«-Politik – das Ende der urbanen Toleranz?

»Wir können den Krieg gegen das Verbrechen gewinnen«, verkündet William Bratton, ehemaliger Polizeichef von New York. Seine »Zero-Tolerance«-Politik wird als neue Polizei-Strategie weltweit als Modellfall angeboten.

Kriegsstrategien für eine saubere Stadt? Mit rigiden Polizeimethoden gegen Kriminelle, Schwarzfahrenden und Bettler? New York ein Modell für Europas Metropolen?

Die Autoren des Bandes beschreiben die soziale Situation in New York, informieren über den kriminalpolitischen Hintergrund und analysieren die Folgen des »Wunders von New York«.

Ihr Fazit: Bratttons Ordnungs- und Sicherheitspolitik kann kein Vorbild sein. Notwendig ist eine Polizeireform, die nicht auf Einsperrung und Ausgrenzung setzt.

Mit Beiträgen von Rafael Behr, Oliver Brüchert, William C. Chambliss, Manuel Eisner, Rolf Goessner, Hans-Jürgen Kerner, Joachim Kersten, Martin Klingst, Gundild Korfes, Sylke Nissen, Helmut Ortner, Arno Pilgram, Klaus Sessar, Heinz Steinert, Elmar G.M. Weitekamp.

1998, 261 S., brosch., 29,80 DM, 218,- öS, 27,50 sFr, ISBN 3-7890-5373-2



NOMOS Verlagsgesellschaft  
76520 Baden-Baden